

Ungalantes Abenteuer

Von Francis Hagfors

Hier alte Freunde saßen zusammen und Joe Forster führte das Wort:

„In New York, wie überall, gibt es junge und weniger junge Damen, die abends gern ein Theater besuchen möchten. Es verhöht aber gegen die guten Sitten, in der Nacht allein auszugehen. New Yorker Sitzstühle sind nicht immer sicher. Beschützte, starke Männerarme sind nachts erwünscht. Und Herr Direktor Smith begriff den Ruf der Zeit — er ist der Direktor des Lyric Theaters — und überraschte sich mit einer glänzenden Idee: Er organisierte eine Begleitgarde, deren Mitglieder gegen ein bescheidenes Entgelt fallweise berufen wurden.

... und den folgenden Tag war ich schon eingekleidet: In ein blaues Dienstkleid. Den Tag hatte ich frei, meine Pflicht bestand darin, abends zweimal eine Viertelstunde höflich zu sein und manchen kleinen Dienst zu leisten, den man auch in verzweifeltsten Fällen einer höflichen Kundin gerne tat, zumal, weil man nach einigen Minuten wieder frei wurde. So ging es glatt einige Zeit, bis ich eines Abends ...

„Aha ...“ — bemerkte Charlie mit Spannung und sichtbarer Schadenfreude

... eine junge Dame abholen sollte, die bei ihrer kranken Tante wohnte und sich manchmal von der gichtischen Bestanschauung ihrer so heiß geliebten Verwandten erholen wollte. Miß Mabel kam mir in der Diele entgegen, eine duftige, glänzende Wolke aus Seide und Spitzen. Sie behandelte mich kurz und herablassend, sie erlaubte mir nur, daß ich ihr in den Pelz half. Wir fuhren im Auto, ohne daß sie mich mit einer Anrede ausgezeichnet hätte. Diesen Abend fiel es mir zum ersten Male schwer, in meiner Rolle zu verbleiben, zumal, weil die unbedeckten Schultern und feucht schimmernden Augen der jungen Dame mich verwirrten. Nach der Vorstellung erwartete ich sie, wir nahmen wieder Platz im Wagen und fuhren zu ihr. Vielleicht war es nur eine Laune, über ihre Eindrücke mit jemandem einige Worte zu wechseln, aber sie stellte mir einige Fragen, welche mir die Möglichkeit eröffneten, die malerischen Ruinen meiner europäischen Bildung in das notwendige vorteilhafte Licht zu setzen. Mir hochmütiger Ueberraschung sah sie mich scharf und prüfend an, setzte dann aber die Unterhaltung fort. Bald hielten wir vor ihrem Haus und ich stellte traurigen Herzens fest, daß der Weg kurz gewesen war. Ich blidete mit Behmut nach ihrer im Tor verschwindenden Erscheinung. Einige Tage später überreichte mir der Theatersekretär einen Bestellzettel und sprach mit einem widerlichen Grinsen: „Nummer 7 wird verlangt.“ Nummer 7 war ich. Auf dem Zettel stand die Adresse der jungen Dame. Miß Mabel benahm sich nun ganz anders als neulich. Sofort knüpfte sie ein Gespräch an. Mir behagte diese Anerkennung meiner Bildung. Beim Abschied bemerkte sie nur so nebenbei, der Zufall, der uns wieder zusammen-

führte, wäre ihr gar nicht unangenehm gewesen. Selbstverständlich traf mich derselbe „Zufall“ nach einigen Tagen wieder. Der Sekretär mit dem Affengrinzen bemerkte diesmal: „Wieder ist Nummer 7 bestellt worden! Sollte sich dies noch einmal wiederholen, sind Sie freilos entlassen!“ Gegen dieses drohende Gewitter mußte ich mich wehren. Deshalb hüllte ich mich abends in eine höfliche Zurückhaltung, die die gesellschaftliche Luft zwischen uns betonen sollte. Miß Mabel nahm diese Behandlung bewundernd wahr und versuchte mich mit erhöhter Freundlichkeit aus meiner Reserve zu locken. Auf dem Rückwege wurde die Lage noch gespannter. Als wir uns ihrem Hause näherten, wandte sie ihr Leidenschäft erfülltes Gesicht mir zu und meine beiden Hände ergreifend, sagte sie hitzig: „Entführen Sie mich!“

„Versucht!“ — pfiff Justin zwischen den Zähnen und schlug kräftig auf seine runden Knie.

„Du sagst es! Denkt Euch aber in meine Lage. Eine schöne entzündende junge Dame sagt zu einem jungen Mann: „Entführen Sie mich!“ Doch hatte mich das Schicksal schon müde gemacht. Die verhältnismäßige Sicherheit meiner Arbeit schien mir ein Glück, ich konnte nur mit Entsetzen an neue Kämpfe, Verdächtigungen, Schwierigkeiten denken. — Väterlich und überlegen ging ich an, auf sie einzureden, ich betwieß ihr, daß ihr Wunsch sinnlos sei. Sie wollte meinen Blick bändigen, ich aber blidete über sie hinweg, bis sie sich in eine Ecke des Wagens zurückzog und keinen Laut mehr sprach. Sie ließ sich nicht aus dem Auto helfen, sie sprang allein auf den Gehsteig. Ich konnte sie nicht einholen, sie verschwand schon unter dem Tor, ohne ein Wort, ohne zu grüßen. Verwirrt, unter peinigenden Gefühlen, mit gedrücktem Gemüt wanderte ich durch öde Straßen in die Nacht. — Als ich am folgenden Tage das Theaterbüro betrat, um meinen Auftrag für den Abend entgegenzunehmen, kam ein ediger, langer Herr auf mich zu und wollte wissen, ob ich Joe Forster sei. Auf meine beiführende Antwort legte er seine Rechte auf meine Schulter: „Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!“

„Die furchtbarsten Wunden meines Lebens folgten. Ich wurde der Verführung und des Raubmordes angeklagt. Miß Mabel war nämlich in jener Nacht spurlos verschwunden. Mein Prozeß wurde die größte Sensation der New Yorker Saison. Ich wurde mit einem Schlag der berüchtigste und gefürchtetste Frauenmörder. Mein Tag verging, an dem ich nicht wenigstens ein Dutzend Liebesbriefe und Heiratsanträge bekommen hätte. Begeisterte Frauen versahen mich mit Blumen der denkbar kostbarsten Lederbüßen. Und ich, verständnislos gegen Ruhm und Popularität, mußte immer wieder an jenes liebe Geschöpf denken, das seit jener Nacht spurlos verschwunden war. Gegen Ende der Untersuchungsphase war ich schon gänzlich herabgekommen, geistig und körperlich gebeugt. Am Tage der Hauptverhandlung war

mir schon alles einerlei. Vor den Geschworenen stand ich apathisch, uninteressiert, ich dunkte die Indigien nicht widerlegen, mein armer Verteidiger bemühte sich vergebens um mich.“

„Das Verdikt fand mich schuldig. Das Gericht betrat nach kurzer Beratung den Saal, ich war auf die höchste Strafe gefaßt. Der Vorsitzende erhob sich, das Urteil zu verkünden, und in dieser Sekunde hörte man Geräusche, leises Rispeln und eine sanfte Stimme sagte laut: „Danke, bemühen Sie sich nicht. Lassen Sie diesen Mann sofort frei!“ Sie zeigte auf mich. Mein Herz trommelte einen Siegesmarsch. „Ich bin Mabel Clifford!“ Im Saal herrschte ein unaussprechlicher Wirrwarr, ein Chaos. Laute Rufe und Schreien, Befehle, denen niemand folgte, schrillen durch die Luft. Sie aber trat in die vergitterte Ecke zu mir. „Hoffentlich sind Sie inzwischen etwas zugänglich geworden!“ — sagte sie. Ich hörte nur alles wie gedämpft, alles verschwamm vor meinen Augen. Nur ihre Stimme klang von weit her zu mir, als sie die folgende Erklärung gab: „In jener Nacht drehte ich mich noch vor meinem Zimmer um, suchte meinen Anteil auf und fuhr mit ihm am nächsten Tag auf eine Luxusfahrt. Erst vor einigen Tagen ist mir ganz zufällig eine Zeitung in die Hand geraten und es ist mir heute gelungen, New York zu erreichen.“

„Unter Ovationen der Menge verließen wir gemeinsam das Gerichtsgebäude. In einer Stunde waren wir schon in einem kleinen Hotel, wo der Dank und ein Freund mit dem Geisteslichen uns erwarteten, und wir wurden sofort getraut.“

„Du bist verheiratet? ... Du hast sie geheiratet? ...“

„Und wie denn nicht? Eine Frau, die Gerichte, Polizei, die ganze öffentliche Meinung meinestwegen in Bewegung setzt, die mich wochenlang martern ließ, nur um mich zu erwecken, wie sie sich ausdrückte, ist sie denn nicht würdig, geliebt und geheiratet zu werden?“

„Also Du bist verheiratet?“ fragte Charlie noch einmal. Er konnte es noch immer nicht fassen.

„Ja ...“. Kam es langsam von Joe. „Als Mitglied des New York Lyric Theater-Escort und als Angeklagter der amerikanischen Gerichte erlebt man zwar viel, doch merkt man nicht alles. Als nämlich meine so abenteuerlich errungene Frau sich abends mit mir zurückzog, begann sie, der Stunde ganz entsprechend, nur noch einige Kleinigkeiten abzulegen. Zuerst den Hofentwurf aus Emaille (von der Firma W. Duffelbee Klumper, Fifth Avenue 67), dann die Goldklofen (von Maurice Lebenin, Paris, Boulevard Haupmann 17a), hierauf den artsgewöhnlichen Busen (vom orthopädischen Institut in Ohio), dann weiter ...“

„Genuß!“ brüllten die Vier. „Na, um es kurz zu sagen,“ lächelte Joe faust und weise, „es gab gar keine reizende Nichte in jenem Haus, es war die gichtische Tante selbst!“

Mann und Frau Die Unterschiede zwischen ihren Leistungen

Unter diesem Titel erschien um die Jahrhundertwende eine Schrift des bedeutenden Psychiaters P. N. Möbius, die viele Auflagen erlebte, großes Aufsehen erregte und eine sehr lebhaft erörterte in der ganzen wissenschaftlichen und populären Presse nach sich zog. Möbius stützte seine Anschauungen von der geistigen Minderwertigkeit der Frau hauptsächlich auf Beobachtungen und Messungen von Anatomien. Außerordentlich wichtige Teile des Gehirns sind beim weiblichen Geschlecht weniger entwickelt, und zwar bereits von Geburt an. Der Kopfumfang ist geringer und die Schädelkapazität kleiner. Psychologischerseits wurde festgestellt, daß die geistigen Fähigkeiten der Frau schwächer abnehmen als die des Mannes. Möbius kam zu der Anschauung, daß ein gewisser Gegensatz zwischen Geistesstätigkeit und Fortpflanzungstätigkeit bestehe. Da das Weib durch die stärkere Beteiligung an der Fortpflanzung durch Austragen und Aufzucht des Kindes, eine spezifische, durch den Mann nicht erfüllbare Aufgabe hat, nimmt entsprechend die geistige Tätigkeit, die Gehirnarbeit, einen relativ geringeren Raum im Leben der Frau ein. Möbius behauptet also, daß das Intelligenzniveau des Weibes infolge naturgegebener Andersartigkeit niedriger ist als das des Mannes, und nennt diesen Zustand einen „*psychiologischen Schwachsin*“ im Gegensatz zu dem sonst bei einzelnen Individuen zu beobachtenden *pathologischen Schwachsin*.

In dem Zeitalter der aufkommenden Frauenbewegung und Emanzipation mußte eine solche Anschauung die heftigsten Kämpfe hervorgerufen. Anhänger und Gegner dieser Bewegung umkämpften die Möbius'schen Argumente. Die Ziele der Frauenbewegung hatten aber zur Voraussetzung, daß die Frau auf allen Gebieten des Lebens Leistungen vollbringen kann, die denen des Mannes gleichwertig sind.

Bei diesem Ausdruck „gleichwertig“ wollen wir einen Augenblick verweilen. Er schließt ein Urteil ein. Aber Werte werden immer nur relativ zu der Bedeutung gelten können, die sie in einem bestimmt umrissenen System haben. Wir leben in einer ausgesprochenen *Männerkultur* und es ist darum folgerichtig, wenn in der Wertskala unserer Zivilisation männliche Art einen Schlüsselwert, weibliche Art einen relativen Mindertwert darstellen muß. Es fragt sich nur, ob dieser relative Mindertwert eine *absolutive Mindertwertigkeit* bedeutet.

Zunächst muß gesagt werden, daß alle Schlässe, die aus den anatomischen Verhältnissen hergeleitet werden, durchaus nicht bündig sind. Die Beziehungen zwischen Größe und Gewicht des Gehirns und seiner Leistungsfähigkeit sind nicht so einfach übersehbar. Gibt es aber keine einfache Entsprechung zwischen Körper und Geist, zwischen Gehirn und Seele, dann haben auch die psychologischen Methoden nicht die gleiche Gültigkeit für geistige Leistungen. Um geistige und seelische Werte zu messen, müssen *geistige Maßstäbe* angelegt werden.

Aber auch wenn wir geistige Maßstäbe anlegen, ist ein unverkennbarer Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Mentalität zu finden. Die Verschiedenheiten treten bei einzelnen Tugenden deutlicher hervor als bei anderen, sie beziehen sich auf den *Charakter* und treten von Anfang an bereits hervor. In der Sprachbildung wie im kindlichen Spiel (B. Stern, Liebmann u. a.) zeigen sich bereits Differenzen. Das „*We*“ ist anders, selbst wenn das „*Was*“ gleich ist. Im nur ein Beispiel zu

geben: Kinder bauen aus Sand einen Berg und bohren dann eine Höhlung hinein; für den Jungen wird es ein Tunnel, für das Mädchen ein *Badofen*. Mädchen beteiligen sich gern und oft ebenso wild an Jungenspielen, aber sie übernehmen eine andere Rolle, sind im *Kriegsspiel* *Markeiterin* oder *Kranke*, im *Mäuerspiel* die *geraubte* oder *befreite Prinzessin* etc. Umfangreiche statistische Erhebungen zeigen immer wieder, daß Höchstleistungen beim weiblichen Geschlecht seltener sind als beim männlichen, aber auch Tiefleistungen kommen seltener vor. Infolge dieser Abweichungen an den äußersten Flügeln ist der Durchschnitt *gleichförmiger* und in manchen Lebensaltern dem Durchschnitt der männlichen Leistungen *überlegen*. Die Entwicklungskurve verläuft anders, bei der Frau im Anfang steiler, so daß früher und schneller eine Reife eintritt; dafür gibt es am Ende auch einen steileren Abfall. Die Entwicklungskurve des männlichen Geschlechtes verläuft im allgemeinen stetiger, steigt langsamer, aber länger. Gegenüber der vorwiegend sachlichen Interesseneinstellung des Mannes findet sich eine vorwiegend *gefühlsmäßigere* und *persönlichere* Einstellung der

Frau. Gegenüber der Spontanität des Mannes zeigt sich bei der Frau eine größere *Rezeptivität* (*Empfänglichkeit*). Auch *gegenständliche Abweichungen* in der Interessensphäre sind vorhanden, so daß die Auffstellung ausgesprochen *weiblicher Berufe* auch vom psychologischen Standpunkt gerechtfertigt ist.

So sinnlos es also wäre, diese Verschiedenheiten zu leugnen, etwa zu bestreiten, daß es eine weibliche Eigenart im geistigen Gebieten gibt, daß die Mentalität der Frau grundsätzlich und qualitativ anders ist als die des Mannes, so ungerechtfertigt ist es, aus diesem Anderssein ein *Schlechter-Sein* zu machen, eine Eigenart zu einer Minderwertigkeit zu stemeln. Keine Frauenbewegung kann eine schematische Gleichstellung von Mann und Frau verlangen, — das wäre gegen die Natur, — aber sie kann eine *volle Gleichberechtigung* auf *sozialem, politischem, wirtschaftlichem und ethischem* Gebiete verlangen, die freie Entfaltung der weiblichen Eigenart im Rahmen der Gemeinschaft erwarten. Erst wenn diese Möglichkeiten viele Generationen hindurch erprobt sind, wird selbst für den vorbildlichsten Anhänger einer reinen Männerkultur klar werden, daß von einem psychologischen *Schwachsin* des Weibes nicht gesprochen werden kann. Dr. E. J.

Sarajevo — Orient in Europa

Konstantinopel hat nach dem Weltkriege aufgehört, die Hochburg moslemitischer Sitte in Europa zu sein. Die Türkei des zwanzigsten Jahrhunderts setzt allen Ehrgeiz darein, *europäisch* zu werden. Die alten gebredlichen *Basare* werden ausgerottet, den Frauen nimmt man ihren *jahrhundertalten Schleier*. Keine reformerische Gewalt aber, weder von außen noch von innen, hat die *bosnischen Moslems* aus ihrer Bahn geworfen; selbst die *serbisch-orthodoxe Diktatur* der letzten Jahre hat alles unterlassen, was irgendwie wie ein Eingriff in die freie Übung der religiösen Pflichten und Gebräuche der *Muselmänner* angesehen werden könnte. Diese bewußte und sympathieverbende Enthaltung der staatlichen Verwaltung von jeglicher Einmischung in Glaubensdinge geht trotz Diktatur in *Jugoslavien* so weit, daß z. B. in den staatlichen Fabriken des Landes niemand, kein *Chef* und kein *Aufscher*, es einem *mohamedanischen Arbeiter* verwehren darf, mitten in der Arbeit von seinem *Arbeitsplatz* zu gehen, um zu beten und die *heiligen Wäsungen* vorzunehmen.

Es ist erstaunlich, in wie hohem Maße *Sarajevo* *orientalisches* Gepräge bewahrt hat, obwohl es in seinem zentralen und westlichen Teil kaum wesentlich von einer *beliebigen traditionslosen Handels- und Provinzhauptstadt* zwischen *fünfzig* und *hunderttausend* Einwohnerzahl unterscheidet. Klingelnd schleicht jede *Viertelstunde* eine *rotgestrichene Tramway* vorbei, den *Wiener Straßenbahnwagen* älteren Datums zum *Verwechseln* ähnlich. *Damenkonfektion, Lampenschirme, Schuhgeschäft, Delikatessenhandlung*, — da reißt mit einem *Ruck* die *Auslagenlaternen* der *zivilisierten Stadt*, in *Höhe* und *Breite* *schrumpft* die *Straße* zusammen, und wir stehen im *Basar*, in der *Caräija*. Da ist zuerst einmal der *Opantenmarkt*. Ungezählte *farbige Schuhe* und *Schuhbündel* aller *Größen* und *Formen* pendeln von der *Dede* der *Verkaufshöhlen*, in deren *Mitte* der *Herr* und *Meister* dieser *Tropfsteinherrlichkeiten* *hämmernd*,

stehend und *bindend* *hockt*. Er zieht *farbige Schaflederstreifen* durch die *Randlöcher* einer *seitlich* *aufgebogenen* *berben Rindslederohle*. Bald läßt er den *Lederohr* *borne* *ungeschoren* stehen, bald *rundet* sich die *zivilisierte Fußspitze*. In *reichen Trauben* hängen *weiche, rote Schaflederbauschuhe* mit *gemustert gestrichten* *Oberteil* von den *Wänden*. Daneben *winzige* *Andenken* — *Spielzeug* — und *Puppenopanklein*.

Vor *Häusen* von *bosnischen Teppichen* sitzen die *Gändler*. *Jenseits* des *Basarplatzes* aber, zu dem wir nach einer *Weile* kommen und der von *Obstverkäufern* *okkupiert* ist, *klopfen* und *hämmern* in ihren *Buden* die *Kupfer-* und *Wessing-* *Schmiede* an ihren *Beden* und *Klammern*.

In ihrer *richtigen Pracht* und in *gediegenster Ausführung* bekommt man aber *Teppiche* und *Metallfeinarbeiten* in der *staatlichen Teppichweberei* und in der *Kunstgewerbeschule* für *Metallarbeiten* zu sehen. Die *staatliche Teppichweberei* wurde noch im *19. Jahrhundert* unter *österreichischer Herrschaft* ins *Leben* gerufen, mit dem *Zweck* der *Hebung* der *Haustextilindustrie* durch *Schaffung* einer *präzise ausgebildeten Arbeiterinnenschaft*. Die *staatliche Weberei*, die *600 Arbeiterinnen* beschäftigt, *pflegt* alle *Techniken*. Es werden dort *einheimische Teppiche* gewebt, *wo* in einem *Quadratmeter* nur *wenige Tage* *Arbeitszeit* *steden*, daneben aber *knüpfen* *Arbeiterinnen* an einem *ebenso großen Stück* *ebenfalls* *Monate*. Es werden *Seidenperlen* mit *880.000 Knoten* auf den *Quadratmeter* aus *Schweizer Seide* hergestellt; sie *erklären* in *verschiedenen Farben*, je *nachdem* von *welcher Seite* *Licht* auf sie *fällt*. In den *Arbeitsräumen* der *Metallkunstgewerbeschule* *klopfen* und *schaben* *40* *festbedeckte* *kleine Bosniaken*. Sie *grabieren*, *ziselieren*, *tauschieren* und *machen* *Silberleinlegarbeiten* in *Birnholz*. Das *Endprodukt* des *Grabierens* und *Ziselierens* sind *jene ungezählten türkischen gelbweißen Schälchen, Kannen, Dosen* und *Wäpfchen* mit *erhabenem* und *vergoldetem Muster* und

mit versilbertem Grund. Es gibt kein bösnisches Haus, in dem sie nicht zu finden wären. Beim Kaufhieren werden auf gerauchtem dunklem Stahl feinste gefangene Silber- und Goldplättchen aufgeklemmt, und das Ergebnis sind wunderbar feingemusterte Zigarettenetuis.

Nabe an die tausend Arbeiter und Arbeiterinnen sind in der großen, der staatlichen Monopolverwaltung unterstellten Sarajeboer Zigarettenfabrik beschäftigt. Sie nimmt den größten Teil des in zahllosen staatlichen Einlösestellen gesammelten großblättrigen gelben Tabaks der Herzegovina auf, sie verarbeitet aber auch die flachen serbischen Ballen mit den dunkleren und kleineren Blättern. Der Tabak wird gewöhnlich erst in Arbeit genommen, wenn er drei Jahre alt geworden ist. Dann wird gesprüht, wieder gelagert, geschnitten, getrocknet und entstaubt. Erst jetzt wird er in die großen deutschen Maschinen gestopft, die in der Minute bis zu 1200 fertig geklebte und bedruckte Zigaretten auspeilen. Dabei ist der Mechanismus, der diese unglaubliche Arbeit leistet, so einfach, daß er in einer halben Minute begriffen und überblickt werden kann. Ein Stodwurf höher sitzen die Einpaderinnen, die im Akkord arbeitend, Wunder an Feinkunst vollbringen. Seit kurzem aber hat man mit der maschinellen Verpackung begonnen und zwei weitere Sachsen aus Chemnitz waren eben am Aufstellen der neuen Maschinen.

Als erste unter den jugoslawischen Staatsfabriken hat die Sarajeboer Tabakfabrik eine Kleinkinderbewahranstalt eingerichtet. Frühmorgens bringen die Arbeiterinnen ihre Kinder mit. Das Kind wird gewaschen, gewogen, in reine Anstaltswäsche gesteckt, geht durch die Hände eines Arztes und ist bis zu Arbeitsbeginn unter Aufsicht ausgebildeter Kinderpflegerinnen. Man ist zu dieser sozialen Errungenschaft, die in diesem Lande eigentlich recht unerwartet wirkt, erst einmal aus Ueberlegungen des Egoismus gekommen, denn früher mußte man die Mütter der Kleinkinder zwecks Stillens zweimal während des Arbeitstages nach Hause gehen lassen. Von den Erfolgen dieses Fabrikkleinkindergartens, der übrigens sehr nett, freundlich und modern eingerichtet ist, ist man sehr befriedigt, und eine Kinderspielschule für die Zweibis Sechsjährigen wird eben eingerichtet.

20.000 Moslim

Die zwanzigtausend Moslims, die in Sarajebo wohnen, bevölkern die ungezählten kleinen Häuser an den Gängen. Aus der hellen Küche der weißen, lichtblauen oder rosa Wände springen die dunklen marantien Stöcke und Kreuze der kleinen Fenster. Vom gegenüberliegenden Berggang gesehen, legen sich die Ziegeldächer der unteren Regionen wie Schuppen übereinander, aus deren friedlicher Gemeinschaft da und dort ein dünnes grellweißes Minarett aufricht. Das Minarett bildet gewöhnlich zusammen mit einer Kuppel ein stilvolles schlankes Paar. So dünn sind die Kleineren unter den Minaretts, daß man den Kopf schüttelt bei der Ueberlegung, daß sich da ein Muezzin hinaufschwängen soll.

Rings um die Moscheen wachsen zylindrische oder kantige, lange und kurze, aufrechte und schiefe Grabsteine aus dem Gras, ziel- und planlos über den ungeformten Wiesenboden verstreut. Manche tragen ein verwickeltes gerilltes Ende, einen Turban darstellend, andere im Meißel Krummstäbel und Mondfischel. Rund um den Brunnen im Hof sitzen die Gläubigen und obliegen mit Eifer und unermüdet ihren Fuß-, Arm-, Augen- und Ohren-Waschungen. Die Begova-Moschee ist jetzt geschlossen, aber vor den vergitterten Fenstern auf dem mattenbelegten

erhöhten Boden der überdachten Vorhalle stehen unbeschützt Gläubige im Gebet. Es ist schon dunkel geworden, da führt uns der Moscheehüter ins Innere. Ueber unsere Schuhe haben wir weiße Pantoffel gezogen, auf denen wir unhörbar über die paar Riesenteppiche schleichen, die den ganzen Raum überbeden. Nur der weiße Kangelsturm mit seiner steilen geraden Kreppe springt in den Raum vor. Erker mit aufsteigender maurischer Dede aus Honigtraben und Stalaktiten, Leuchter mit mannshohen Kerzen, große arabische Inschriften. Neben an die Grabkapelle des Stifters, darin ein mächtiger Sark, zu Häupten einen überlebensgroßen Turban aus grüner Seide. Andere Grabräume hoher Persönlichkeiten oder Seliger, wie man sie in Sarajebo auch sonst noch sehen kann, schauen ähnlich aus; so z. B. die Grabkammer der sieben heiligen Brüder, die im selben Augenblick beim gemeinsamen Mittagisch tot zu Boden fielen. Allahs Wille war die einzige Todesursache. Sie liegen begraben in dem Haus, in dem sie lebten, an der Straße, die von der unheilträchtigen Prinzipbrücke nach Süden führt.

Seit acht Generationen hat sich das Amt des Moscheehüters von Vater auf Sohn vererbt. Sein jetziger Inhaber ist hoch in der Sechzig; er hat seine drei Söhne verloren, so wird ihm eben einer seiner Söhne, die er noch in die Welt zu sehen gedenkt, im Amt nachfolgen. Eines der breiten Fenster in der Hofmauer hält ein weißbärtiger Alter besetzt, der dort durch die Gitterstäbe hindurch den Passanten billigen Schmutz anpreißt. Ein schneeweißes Turban sitzt wie ein Wasserlopp auf dem hageren, verschmitzten Gesicht. Wie angegossen Neben die schwarzen Sohlenbeine auf den Boden, um oberhalb der Knie das Versäumte so plötzlich und unmäßig nachzuholen, daß schwer zu entscheiden ist, wo genau das Gesäß der in Frage stehenden männlichen Person aufhört, oder vielmehr beginnt. Ueber einer umfanglichen farbigen Bauchbinde baumeln zwei magere knopfloße Westenschwänze, in deren Bestimmung es nicht liegt, je geschlossen zu werden.

Wie mit einer Tarnkappe angetan, wandeln die verschleierte Frauen in den Gassen. Sie sehen, aber werden nicht gesehen. Nicht anders leben sie hinter den Fenstern ihrer Zimmer, deren enghausigen Holzgitter wohl das Heraussehen, aber nicht das Hineinsehen erlauben. Auf der Straße gehen die Frauen denkbare einfach und einformig angezogen. Ein zweites Tuch, bis zur Stirn über den Kopf gelegt, umhüllt den ganzen Oberkörper, und läßt nur die Hände und das Gesicht frei, das selbst wieder von einem schwarzen Gesichtstuch vollständig verdeckt ist. Es gibt freilich Abstufungen in der Strenge der Auffassung vom Verhülltsein. Manchmal wird das schwarze Tuch so dünn, daß es eher ein Kollertierinstrument als ein religiöses Erfordernis darstellt. Das kommt aber selten vor; keine Frau ist so unnahbar wie die Mohammedanerin.

Das schwarze Gesichtstuch wird abgenommen, wenn das Nasen eines fremden Mannes nicht zu befürchten ist. Auch das weiße Ueber-tuch eignet sich ja zur vorübergehenden Verdeckung. Passiert nun das Unglück und fällt der Blick eines Mannes auf das enthüllte Gesicht, so läuft die strenge Muselmännin zum nächsten Brunnen und wäscht ihr Gesicht. Fährt man auf der Landstraße an ihnen vorbei, so bleiben sie zugedekt und mit dem Gesicht zum Straßenzand gelehrt, wie Salzsäulein solange stehen, bis der Bösewicht um die nächste Ecke verschwunden ist. Dreht man sich auf seinem enteilen-den Gesicht um, so erblickt man zurechtgewendeten Kopf mit leichtgelüstem Tuch, dahinter zwei neugierige Augen. A. S.

Wunderbare Heilung eines Säufers

Von Walter Jelen

Jim Aukten war der berüchtigtste Trinker des Gasthofes „Golden eagle“ bei der Zehnte. Sein Durst war unheimlich und um ihn zu stillen, bedurfte es ungeheurer Quantitäten der verschiedensten Spirituosen. Aber eines Tages blieb er aus. Ganz plötzlich. Ohne etwas gesagt zu haben.

Da traf ihn einmal ein Bekannter. „Na“, sagte er erstaunt, „du trinkst gar nichts mehr, Jimmy?“

„Nein“, sagte Jim, „ich trinke nichts mehr. — Ich habe genug davon.“ Der Gedanke an den Alkohol schien ihn traurig zu stimmen. Ein konvulsives Zittern durchlief seinen Körper.

„Wie bist du auf einmal unter die Abstinenzler gegangen?“, fragte der andere. „Bist du vielleicht auch bei der Heilsarmee oder sonst wo?“

„Nein“, entgegnete Jim. „Ich bin nirgends, und trotzdem trinke ich keinen Schluß Alkohol mehr. So wahr ich der Sohn meines Vaters bin.“

„Und warum . . .?“
„Ich hatte ein fürchterliches Erlebnis.“

„Erlebnis?“ wiederholte der Freund. „Was ist dir denn im Reusch passiert? — Bist du in einen Strafengraben gefallen?“

„Ach, wenn's sonst nichts wäre.“
„Hat man dich etwa arretiert? Wegen Störung der nächtlichen Ruhe?“

„Aeurer . . .“

„Oder hat man dich in deiner Trunkenheit beraubt — ausgeplündert? — Wie?“

„Es war tausendmal ärger . . .“
„Oder hast du dir eine Alkoholvergiftung geholt?“

„Wenn es weiter nichts gewesen wäre“, sagte Jim, „es war ärger, tausendmal ärger . . .“

„Verdammt noch einmal“, witterte der Freund, „was denn . . .?“

Als ich das letzte mal nach Hause kam . . . sternhagelvoll . . . ich war ganz besessen . . . und es war schon halber Vormittag . . . da geschah es. — Ich werde den Anblick nie vergessen . . . nie . . .!“ Jim zitterte wie ein kleines, frierendes Kind; auf seinem Gesicht malte sich der Ausdruck unbändiger Furcht.

„Also — was hast du gesehen?“ drängte der Freund.

„Oh . . .“, stammelte Jim. „Der Steuer-exekutor war wieder einmal da . . . Und ich sah ihn doppelt! — D o p p e l t sah ich ihn! . . . Verstehst du?“ . . .

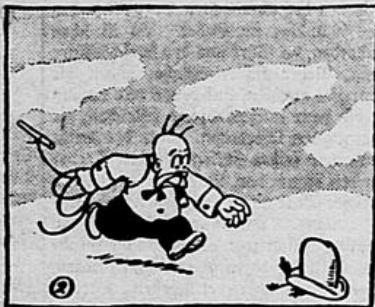
Humor

Der Doktor: Leider, er ist tot.
Der Kranke: Nein, ich lebe noch.
Die Pflegerin: Schweigen Sie, der Arzt weiß das besser.

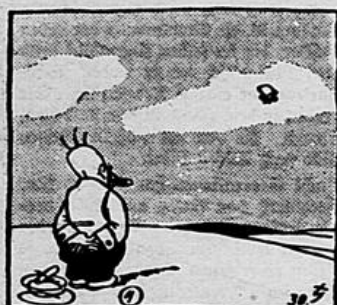
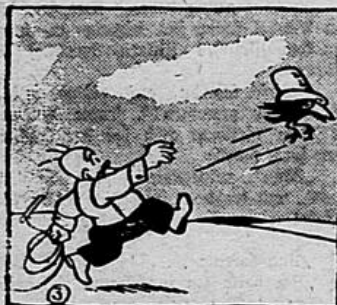
„Wie lange waren Sie mit ihm verlobt?“
„Ich kann's beim besten Willen nicht sagen. Meine Uhr ist steh'n geblieben.“

Roberte Entführung. Hans: „Mio Alice, hüt z' Nacht tüemer entlich.“
Alice: „Ja, lieber Schatz.“

Hans: „Bisch Du sicher, daß Du bis am Jehni d'Koffere packt häsch?“
Alice: „Am Jehnil Ja scho vorher. De Vater und d'Ruetter heimer versproche, sie helfed mir!“ (Aus dem „Nebelpalster“.)



Copyright P. I. B. Box & Copenhagen



Adamson hat ein neues Patent

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32.
Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 235.
(Sammlung Spielbücher.)

Schwarz: Kf3, Th5, Lh3, Bf2, g3, g4, h6. (7)



Weiß: Kb4, Dc3, Ld3, g1, Sg2, Bc5, e3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 232: Dh1-a1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Richter Karl, Politz a. E.; Nitsch Rosa, Trupschitz; Sturm Heinrich, Brünn; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; König Anton, Steinwitz; Hans-Walter Ludwig, sämtlich Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Schöffel Anton, Schöbritz; Hyna Josef, Hostomitz; Strache Rudolf, Strache Karl, Klötzig Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Hahl Erwin, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Schindler Robert, Freundl Anton, Lohmüller Hans, König Rudolf, sämtlich Nesteritz; Tepper Franz, Karlsbad; Hyna Josef, Hostomitz; Schramm Kurt, Wisterschan.

Kreismeisterschaft.

Die Endrunde um die Kreismeisterschaft für 1936-37, Warnsdorf gegen Komotau, wird am Sonntag, den 30. August, im Rest „Linde“ zu Nesteritz ausgetragen. Beginn um 9 Uhr vormittags. Schachfreunde sind hierzu freundschaftlichst

eingeladen. Da gleichzeitig noch andere Sektionswettkämpfe laufen, ist für jedermann Spielmöglichkeit geboten.

Partie Nr. 168.

Gespielt im internationalen Wettkampf in Komotau am 5. Juli 1936. DTJ gegen Atus 5. Kreis. - Brett.

Weiß: Hyna Franz, Schwarz: Boh. Cmelinsky, Hostomitz, Atus.

- | | | |
|----|--------|--------|
| 1. | c3-c4 | e7-c6 |
| 2. | e2-e4 | d7-d5 |
| 3. | e4x5 | c6x5 |
| 4. | d3-d4! | Sg8-f6 |
| 5. | Sb1-c3 | |

Nun ist mit Zugumstellung die Zentrumsvariante der Caro-Kannpartie entstanden, zu welchem Stellungsbild man nach den Zügen: 1. e4, c6 2. d4, d5 3. exd cxd 4. c4! Sf6 5. Sc3 gelangt. Diese Stellung kann aber auch entstanden sein aus der Eröffnung der „Skandinavischen Partie“ nach folgenden Zügen: 1. e4, d5 2. exd Sf6 3. c4! c6 4. d4 cxd 5. Sb1-c3. Hier sehen wir gleichfalls wieder die Ideengleichheit in der Eröffnung. Gen. Schöpka hat in seiner Vortragsreise vom 4.-21. Mai 1936 dieses Thema eingehend besprochen.

5. e7-e6

Diese Fortsetzung ist eine Idee des Exweltmeisters Dr. Aljechin. Nach d5xc4 würden wir zu einer Variante des angenehmen Damengambit kommen, in der Weiß nach Lxc4 bedeutend besser stehen würde. Ich halte aber statt des Textzuges (e7-e6) Sb8-c6 für besser. Weiß wäre dann gezwungen, entweder mit 6. Lc1-g5 (die angebliche Botwinnikvariante) oder mit Sg1-f3 die Partie fortzusetzen. Beide Fortsetzungen aber haben ihre Tücke. Schwarz lenkt wohl später in die angegebene Variante ein, findet aber nicht die richtige Fortsetzung.

6. Lc1-g5 Lf8-e7

Auch jetzt hätte Schwarz noch Sb8-c6 spielen sollen, um in die „Botwinnikvariante“ (?) einzulenken. Schwarz würde dadurch mindestens Ausgleich erzielen. Setzt dann Weiß mit dem bekannten Einengungsmanöver 7. c5 fort, steht der Damenläufer auf g5 ungenügend. Er gehört dann zur Bewahrung des so wichtigen Punktes e5 nach f4 oder b2. Schwarz würde also faktisch ein wichtiges Tempo gewinnen. Lajos Steiner gibt hierzu folgende interessante Analyse: 7. c5! (Sonst hätte nur noch exd5 in Betracht. Aber nach 7. exd5 8. Lxf6 Dxf6 9. Sxd5 Dd8! kommt für Weiß auch nicht viel heraus.) 7. Lc7 8. Lb5 0-0 9. Sg3 Sd4 10. Lxe7 Sxe7. (Nach Prof. Becker in seiner Broschüre „Moderne Caro-Kann“ erzieht Schwarz auch mit 10. Dxe7 11. 0-0 Sxc3 12. bxc3 Dc7! nebst b6 Aussicht auf Befreiung.) 11. Tc1 b6 12. b4 a5 13. a3 axb4 14. axb4 bxc5 15. dxc5. (Elin Fehler wäre bxc5 wegen Ta3 16. Sbl Txf3 17. xxf3 Da5+ usw.) 15. Se4xc3 16. Txc3 Tb8 und Schwarz hat mindestens Ausgleich erzielt. Wir ersehen also aus dieser Variante, daß der anscheinend starke Angriffszug 6. Lc1-g5 dem Schwarzen zwar ein

Wissenschaftliche Merkwürdigkeiten

Auch der Mensch hat einen Kältepol; er liegt auf der Haut der großen Zehe, die immer einige Zehntelgrade kühler ist als der übrige Körper.

Keine Hunde fressen Zucker sehr gern, große mögen ihn meist nicht. Dies wird darauf zurückgeführt, daß die kleinen Hunderrassen dem süßigkeitsliebenden Fuchs, die großen dem süßigkeitsberaubenden Wolf näher verwandt sind.

Noch bei 800facher Vergrößerung ist bei einem Bienenstachel keine Unbehelligkeit der scharfen Spitze nachzuweisen; die Nahrungsmittel dieser Meisterleistung natürlicher Feinmechanik ist noch keinem Techniker gelungen.

schwieriges Problem stellt, aber schließlich doch nicht genügend ist. Weiß einen Vorteil zu sichern.

7. c4-c5 Sb8-c6
Schwarz entschließt sich doch noch, in die oben angeführte Variante einzulenken. Zu den folgenden Zügen, möge der Nachspielende oben angeführte Anmerkungen beachten. Schwarz scheint die richtige theoretische Fortsetzung nicht zu kennen.

8. Lf1-b5 Lc8-d7
Jetzt sollte Schwarz sich zur 0-0 entschließen.

9. Ta1-c1 h7-h6
10. Lg5-h4 a7-a6

Züge ohne Kraft und Saft. Schwarz verläßt seine Entwicklung.

11. Lb5-a4 b7-b5
12. La4-c2 Ta8-c8
13. Sg1-e2 Sc6-b4
14. La2-b1

Weiß läßt sich nicht den schön postierten Läufer tauschen.

14. a6-a5
15. d2-c3! Sb4-a6

Schwarz verfolgt einen falschen Plan. Er glaubt er schiebt, aber er wird geschoben.

16. Dd1-d3

Gegen die feindliche Rochade gerichtet.

16. Sa5-c7

Die Gedanken des schwarzen Königs mögen wohl folgende sein: „Ach, in wech fürchterlicher Enge befinde ich mich hier!“

17. Sc3-d1! Es droht c6!
17. Ld7-c6
18. Lh4-g3 Sf6-h5
19. Lg3-e5 b5-b4

Ein schätznarer Befreiungsversuch. Geplant ist Lb5! Die Vertreibung des Lc5 verbietet sich wegen Dg6+!

20. g2-g4 Le7-h4+
21. Se2-g3 Dd8-g5
22. Dd3-c3 Sh5-f6??

Ein schwerer Fehler, der sofort die Partie entscheidet. Es sollte Sxsx3 geschehen.

23. f3-f4!

Ein glänzendes Bauernopfer, das in allen Varianten korrekt ist. Schlägt Schwarz Sf6xg4, gewinnt Weiß nach fxg Sxd Sxs eine Figur.

23. Dg5xg4
24. Sd2-e2! Lh4xg3
25. h2xg3 Aufgeben. Die

schwarze Dame geht verloren. Eine wunderbare Partie, mit hohem technischen Wert. Gen. Hyna hat die Partie im besten Stille gewonnen. Er widerlegte glänzend die Eröffnungsfehler des Nachziehenden.

Anmerkungen von Josef Schöpka, Komotau.

Aljechin-Euwe 1935. Der Kampf um die Schachweltmeisterschaft, gespielt in Holland im Jahre 1935. Von Dr. A. Aljechin und Dr. M. Euwe. Aus dem Holländischen übertragen von Dr. Wallner Michalitschke. Verlag Julius Kittling Nachf., Mähr-Ostrau-Leipzig. Preis K 40.-. — Im Herbst 1935 wurde die ganze Schachwelt durch den Weltmeisterschaftskampf Euwe-Aljechin zweieinhalb Monate lang in Spannung gehalten, bis das Unerwartete eintrat: Euwe stürzte Aljechin vom Schachthron. Sensationeller aber noch als das Ergebnis, den Weltstreites wirkte der Stil, in dem die beiden Gegner einander den Kampf lieferten. Noch nie war mit solchem Elan, mit solchem Kampfeifer um die Weltmeisterschaft gefochten worden. Nun liegen die dreißig Partien des Weltmeisterschaftskampfes in Buchform vor: Fünfzehn wurden von Dr. Aljechin, fünfzehn von Dr. Euwe gespielt und erläutert. Und allen früher erschienenen Besprechungen dieser dreißig unheimlich spannenden Weltmeisterschaftspartien gegenüber: muß man angesichts des vorliegenden Buches feststellen: Nur wer die Erläuterungen Aljechins und Euwes zu den dreißig Weltmeisterschaftspartien kennt, der kennt diese Partien wirklich.